

Studentin und jedem Studenten zur Lektüre empfehlen werde.

Konrad Ott

Oliver R. Scholz: Bild, Darstellung, Zeichen. Philosophische Theorien bildlicher Darstellung (Reihe Klostermann Seminar, Bd. 1), Klostermann, Frankfurt am Main 2004, 220 S.

Wenn Fachleute über Bilder diskutieren, reden sie häufig aneinander vorbei, weil sie keinen gemeinsamen Begriff des Bildes haben. Laien kann es genauso gehen, und wenn Fachleute mit Laien sprechen, wird die Verwirrung manchmal noch größer. Seit einigen Jahren ist die junge Disziplin der Bildwissenschaft darum bemüht, verschiedene wissenschaftliche Zugänge zu Bildphänomenen in einem methodisch reflektierten Diskurs zusammenzubringen. Semiotiker, Ikonologen, Kunsthistoriker, Kunsttheoretiker und Philosophen erforschen verschiedenste Aspekte der Piktoralität und tragen ihre Ergebnisse kontinuierlich zusammen. Klar, daß es Philosophen sind, die sich dabei um grundbegriffliche Klärungen bemühen. Einer von ihnen ist *Oliver Scholz*, der an der Universität Münster lehrt und u. a. den vorzüglichen Artikel „Bild“ im ersten Band von Barcks Wörterbuch der ästhetischen Grundbegriffe bei Metzler (2000) geschrieben hat. Sein Buch über „philosophische Theorien bildlicher Darstellung“ aus dem Jahre 1991 ist nun in überarbeiteter Fassung neu aufgelegt worden. Es ist eine grundsätzliche und gut geschriebene, beispielreiche Zusammenfassung der Bildtheorie Nelson Goodmans (die

seit 1995 auch auf deutsch vorliegt) mit Ausblicken auf den einschlägigen Diskussionsstand der analytischen Philosophie nach Goodman. Hinzu kommt ein eigener Ansatz zu einer Handlungstheorie des Bildes. Am Leitfaden der neo-nominalistischen Theorie der Bildzeichen erhalten die Leser auch einen Einblick in die Auseinandersetzung der analytischen Philosophen mit methodisch anders angelegten Theorien des Bildes aus der Philosophie und anderen Wissenschaften.

Im ersten Kapitel spitzt *Scholz* die Grundfrage „Was ist ein Bild?“ zu und operationalisiert sie durch Auffächerung. Welchen Umfang und welche Bedeutung hat der Bildbegriff? Welche logisch-semantische Form haben Aussagen des Typs „x ist ein Bild von y“ oder „x stellt y als z dar“? Wie unterscheiden sich Bilder von anderen sichtbaren Phänomenen und von anderen Zeichen, besonders von denen der Wortsprache? Wodurch werden Inhalt und Gegenstandsbezug eines Bildes bestimmt? Was kann man mit Bildern tun? Gibt es spezifische Formen des Verstehens und der Erfahrung von Bildern? Damit ist der Horizont bildtheoretischer Erkenntnis differenziert und umfassend abgesteckt.

In klassisch philosophischer Manier widerlegt *Scholz* dann (im zweiten und dritten Kapitel) Bildtheorien, die sich aus der Perspektive der analytischen Theorie bildlicher Repräsentation als inkonsistent erweisen. Jenen liegen Auffassungen zugrunde, die im Alltagswissen sehr verbreitet sind: erstens die Auffassung, ein Gegenstand sei als „Bild“ zu bezeichnen, weil er dem ähnlich ist, was er abbilde, und zweitens die Auffassung, er sei als „Bild“ zu bezeichnen, weil die Darstellungsab-

sicht seines Urhebers oder seiner Urheberin der Grund für die Entstehung gewesen ist. Ähnlichkeits- und Kausalitätstheorie können jedoch nicht allgemeingültig angeben, was die notwendigen, geschweige denn die hinreichenden Bedingungen der Möglichkeit dafür sind, daß wir einen Gegenstand als „Bild“ bezeichnen. Die Ähnlichkeitstheorie kann z. B. nicht erklären, warum Bilder, die nichts und niemandem im nicht-fiktionalen Bereich „ähnlich sind“, dennoch mit Recht als Bilder bezeichnet werden. Und „schlechte Bilder“, also solche, die Gegenstandsbezug im nicht-fiktionalen Bereich haben, ihren Gegenstand aber nicht „ähnlich abbilden“, können doch zweifellos als Bilder bezeichnet werden. Also ist „Ähnlichkeit“ weder notwendiges noch hinreichendes Kriterium dafür, daß etwas als „Bild“ bezeichnet wird. Der Kausaltheorie ergeht es nicht besser; sie kann allenfalls erklären, warum singuläre Bilder „Bilder“ sind, aber nicht, warum dies auch für Allgemeinbilder gilt (z. B. die gezeichnete Darstellung eines Hundes im Lexikon, die nicht auf ein individuelles Tier zurückzuführen ist). Ebenso würden Bilder von Zukünftigem als „Bilder“ ausscheiden, wenn die Kausaltheorie die zureichende Theorie für Bildhaftigkeit wäre. Designentwürfe oder architektonische Entwürfe sind bildliche Darstellungen von etwas, das es (noch) nicht gibt, und hier steht die Kausaltheorie vor dem logischen Problem, daß die Wirkung ihrer Ursache ja nicht vorangehen kann. Wenn man dann noch die Annahme der analytischen Logik teilt, daß es kausale Relationen nur zwischen wirklichen Entitäten gibt, kann man mit der Kausaltheorie auch nicht mehr

erklären, wieso z. B. eine Darstellung von Donald Duck ein Bild ist, da Donald Duck nicht existiert und insofern nicht die kausale Ursache für seine Darstellung sein kann.

Konsequent vollzieht *Scholz* im vierten Kapitel den Übergang zur Zeichentheorie des Bildes. Nur eine Theorie der „Struktur bildlicher Zeichensysteme“ sei dazu imstande, „das Besondere an Bildern herauszuarbeiten“ (S. 102). Bilder (jeder Art) können theoretisch am besten beschrieben werden, wenn man sie als Teil eines Zeichensystems definiert. „Ob ein Ding ein Bild ist oder nicht, hängt [...] nicht allein von den Beschaffenheiten des Dinges ab, sondern vor allem auch davon, welches Zeichensystem als Interpretationsrahmen dient. Strengegenommen sollte man nicht fragen, was ein Bild ist, [...] sondern eher, wann oder unter welchen Bedingungen etwas ein Bild ist, wann etwas als Zeichen in einem bildlichen System funktioniert.“ (S. 103) Bilder sind nicht-natürliche Zeichen. Ihr systematischer Bezug zueinander und ihr Bezug zu dem, was sie bezeichnen, ist kein natürliches Resultat. Wenn etwas „ein Bild“, ist, weil es zu einem Zeichensystem gehört, das sich von anderen Zeichensystemen unterscheidet, stellt sich die Frage: aufgrund welcher syntaktischen und semantischen Merkmale? Bilder sind syntaktisch nicht so festlegbar wie z. B. die Zeichen in einem Alphabet oder in einem musikalischen Notationssystem. Deren Zeichen sind syntaktisch und semantisch disjunkt, d. h. sie sind und denotieren immer entweder das eine oder das andere. Texte lassen sich in ganz verschiedener Formgestalt reproduzieren, was für Bilder nicht gilt. In der Sprache der analytischen Philo-

sophie formuliert: Bilder gehören zu Zeichensystemen, die syntaktisch und semantisch disjunkt und nicht-differenziert sind. Soll heißen: Bilder sind Teile von grundsätzlich vieldeutigen Zeichensystemen; sie „sind nicht durch eine Notation (ein Alphabet oder dergleichen) und eindeutige Kompositionsverfahren 'definierbar'. Es gibt keine strenge Aufteilung in kontingente und konstitutive Merkmale“ (S. 117).

Daher gibt es eine Vielzahl der Verwendungsmöglichkeiten von Bildern. Im fünften Kapitel legt *Scholz* seine Handlungstheorie des Bildgebrauchs dar, die er mit Hilfe der Grundbegriffe „Herstellen“, „Verwenden“ und „Verstehen“ gliedert. Zunächst wird die Intentionstheorie widerlegt: Der Inhalt bzw. der Sachbezug eines Bildes wird nicht durch die Absicht des Urhebers festgelegt, sondern durch pragmatische Faktoren. Dafür, daß wir etwas als „Bild“ bezeichnen, kommt es darauf an, wie es in einer Gruppe von Menschen verwendet wird. Hier gibt es stets ein Zusammenspiel von Herstellen, Verwenden und Verstehen. Bildzeichen werden in Kontexten des kommunikativen Handelns verwendet (wenn auch weniger häufig als die leichter verfügbaren Wortzeichen). *Scholz* erstellt einen Katalog der Bildverwendung in kommunikativer Interaktion, die er in Anlehnung an Wittgenstein „Bildspiele“ nennt: Mitteilungen, Warnungen, Vorschriften, Werbungen und Demonstrationen. Hier gilt, daß man Regeln befolgen oder gegen sie verstoßen kann, d. h., daß es richtige und falsche Bildverwendungen gibt. Für das Verstehen von Bildzeichen und -spielen ist eine Reihe von Verstehensstufen oder Kompetenzen

erforderlich, die *Scholz* ähnlich wie Roland Posner formuliert: Erforderlich sind zunächst perzeptuelles und plastisches Verstehen; wir müssen in der Lage sein, etwas als (bildliches) Zeichen zu verstehen, ebenso den Inhalt und den Gegenstandsbezug eines Bildes; wir müssen seinen denotativen Sachbezug verstehen und weiterhin verstehen, wenn ein Bildzeichen den Gegenstand nicht nur denotiert, sondern zugleich auch exemplifiziert; wir müssen die kommunikative Rolle des Bildes verstehen und schließlich das durch ein Bildzeichen indirekt Mitgeteilte erfassen können.

Das Buch legt eine überzeugende semiotische Argumentationskette vor, die syntaktische, semantische und pragmatische Aspekte der Bildtheorie folgerichtig entfaltet. Das wird in zukünftigen Bilddiskursen für Klarheit sorgen. Andere philosophische oder historische Bildtheorien kommen bei *Scholz* immer dann ausführlicher zu Wort, wenn sie ins semiotische Argumentationsschema passen; entweder, weil man mit ihnen die nominalistische Auffassung des Bildzeichens illustrieren kann oder weil sie sich als Folie für kritische Widerlegung anbieten.

Das heißt aber: Gemessen an den Erwartungen, die der Untertitel des Buches weckt, kommen sie insgesamt etwas zu kurz. Vielleicht sollte der Untertitel ab der (wünschenswerten) nächsten Auflage „Philosophische Theorien bildlicher Darstellung aus analytischer Sicht“ lauten, dann würde die Fokussierung (die ja die Stärke des Buches ist) nicht als Manko empfunden. Schön wäre es dann auch, wenn alle im Text erwähnten Literaturangaben im Literaturverzeichnis aufzufinden wären, Goodman nach der deut-

schen Ausgabe zitiert und die Schreibung des biblischen Namens Bathseba auf S. 152 ff. korrigiert würde.

Gerhard Schweppenhäuser

Aufriß der historischen Wissenschaften, Bd. 7, Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, hrsg. von Michael Maurer, Philipp Reclam jun., Stuttgart 2003, 391 S.

Reclams Aufriß der historischen Wissenschaften paßt in jedem Einzelstück in die Jackentasche, und doch ist das siebenbändige Gesamtwerk voluminös zu nennen. Es spiegelt die vielen Dimensionen eines umfassenden historischen Interesses wider und ist damit von Hrsg. *Michael Maurer* durchaus programmatisch gemeint: Die Historisierung aller Gegenstände sei das Geschäft einer Geschichtswissenschaft, die sich nicht in Präferenzen für Politisches, Soziales oder Kulturelles spalten lassen sollte. Nun schließt ein Band über Alltagsgeschichte (*Dirk van Laak*), Oral history (*Dorothee Wierling*), historische Demographie und quantifizierende Methoden (*Thomas Sokoll, Rolf Gehrman*), Frauen- und Geschlechtergeschichte (*Anne Conrad*) und historische Anthropologie (*Michael Maurer*) die Reihe ab. Für zehn Euro bekommt der wissensdurstige Student jeweils einen forschungsgeschichtlichen Abriss zur Herausbildung der mit diesen Überschriften fixierten Perspektiven, Subdisziplinen und/oder methodischen Präferenzen. Viele Beispiele aus der Forschungspraxis machen anschaulich, worum es ging, warum für Quantifizierung oder für Geschlechtergeschichte gestritten wurde. Dies

macht den Band besonders nützlich. Er bleibt dafür nicht bei den pragmatischen Auseinandersetzungen stehen, sondern führt tatsächlich in den Gebrauch der genannten Verfahren anhand von sehr vielen Beispielen durch in den jeweiligen Gebieten erfahrene Forscher ein. Die auf Wesentliches beschränkten Bibliographien belegen zudem, daß hier nicht exzessive Forschereitelkeit, sondern gut reflektierte Lehrerfahrung zugrunde liegt.

Dirk van Laak bricht am weitesten aus der allein innergeschichtswissenschaftlichen Betrachtung aus und interpretiert Alltagsgeschichte als Symptom für einen gesellschaftlichen Bewußtseinswandel, der von den Rändern des Faches her schließlich auch dessen Grundlagenreflexion erreicht hat. Ob „Geschichte von unten“ als Konzept richtig datiert ist, wenn es erst mit der politischen Bewegung der Alltagsgeschichte in den achtziger Jahren in Verbindung gebracht wird, mag man bezweifeln können, aber dies ist auch nicht der entscheidende Punkt des Autors, dem es mehr um die gesellschaftliche Durchsetzung einer Sichtweise geht als um den ersten innovativen Vorschlag in diese Richtung. *Sokoll* und *Gehrman* nehmen noch expliziter als die anderen Beiträge zur Relation zwischen deutschem und ausländischem Forschungsstand Stellung: „Die historische Demographie ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine der führenden Wachstumsbranchen der internationalen historischen Forschung gewesen, und heute in vielen Ländern mit eigenen Forschungsinstituten fest etabliert. In Deutschland dagegen ist das Interesse an historisch-demographischen Fragen selbst im Rahmen der Historischen Sozialwis-